

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 6

Artikel: Licht überall : eine Erzählung
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665046>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

an die Haustür, die nach geraumer Weile von der Wagnersfrau geöffnet wurde.

«Ich möchte mich Euch reden», stammelte ich, am Ende meiner Kraft.

«Tritt nur ein», sagte sie und fasste mich an der Hand. Ihre mütterliche Stimme hatte etwas Aufrechtendes, das mir in der Bangnis einigen Halt verlieh.

In der niederen Stube, deren Deckenbalken rissig heruntergebogen waren, raffte ich, da es kein Ausweichen mehr gab, mein Restchen Mut zusammen, gestand, was zu gestehen war, und bat um Vergebung dafür, dass wir an Klara nicht immer so gehandelt hatten, wie es gut und recht gewesen wäre. Ich blickte der Wagnerin offen ins Antlitz und spürte, wie mir mit jedem Worte freier wurde. Als die Fesseln Stück um Stück von der beklommenen Knabenseele gefallen waren, atmete ich erleichtert auf. Die Mutter der toten Kameradin nickte mir, nachdem sie anfänglich wie einer fremden Geschichte gelauscht hatte, verzeihend zu und wischte eine Träne von den Wimpern. Dann ging sie mit der flackernden Kerze schweigend voraus zur Kammer der Toten.

Klara lag, vom schwachen gelben Schein überschienen, in einem grossen, endgültigen, durch nichts mehr zu störenden Frieden. Ihr wächsernes, einer grenzenlosen Ferne zugewandtes Gesichtchen war noch ein wenig schmaler und spitzer geworden. Aber durch die Starre des Todes brach wie der Frühlingsstrahl durch das Wintereis eine Verklärung, die mit feinen, zarten Fingern alle Kälte, alles Leid und allen Kummer aufhob. Und in den Winkeln des blutleeren, seltsam zurückgetretenen Mundes stand eine Spur jenes Lächelns, das im Leben immer zu früh von den Lippen entschwunden und erstorben war. Die Gegenstände der Kammer, das rohgezimmerte Tischchen und der Stuhl, der kleine Spiegel und der ungerahmte Farbendruck an der Wand, sie nahmen an dieser Verklärung und an diesem Lächeln wie an einer Welt der Vollendung teil. Alles Böse und Trübe schien aus dem Hause gewichen zu sein.

«Nein, du bist nicht schuld an ihrem Sterben», sagte die Wagnerin halblaut, indem sie wieder und noch fester meine Hand ergriff. «Klärchen ist schon vorher krank, todkrank gewesen. Ich weiss, es ist ihr gut gegangen.»

Ich trat ins Freie und setzte die Mütze auf, die ich vor der Türde der Toten vom Kopf genommen hatte. Auf dem Heimweg durch den dunklen, hochstämmigen Wald, der in den Lichtungen vom

Glanz der Sterne hell erleuchtet war, wurde ich des Wunders inne, dass der Erlöser zu den Menschen gekommen war. Von schwerer Sorge befreit, lief ich weite Strecken im Trab. Manchmal knirschte der gefrorene Schnee unter den Füßen, als ob aus der Ferne eine Stimme nach mir rief.

Unter dem Weihnachtsbaum in der warmen Bauernstube sah ich die schimmernden Augen meiner Geschwister. Aber von ihnen weg wanderten meine Gedanken wieder und wieder zurück zur toten Kameradin in der stillen, engen Kammer.

Eine Erzählung

L I C H T Ü B E R A L L

Es war eine arme Gegend in den Bergen, durch die der Hausierer Bertels wanderte. Mit seinem grossen Korb auf dem Rücken ging er hügel auf, hügel ab, ging in die kleinen Dörfer und zu den einzelstehenden Hütten und fragte, ob man ihm wohl etwas abkaufen wolle. Kleine Spielsachen und mancherlei Nützliches hatte er in seinem Korbe. Zur Weihnachtszeit lagen die Kerzen oben auf, denn in dieser Gegend bestand die Sitte, dass alle, die nur den Weg zur kleinen Kirche durch den tiefen Schnee zu gehen vermochten, eine Kerze mitnahmen, sie bei ruhigem und trockenem Wetter schon auf dem Wege, zumindest dann aber in der Kirche vor ihrem Platz anzündeten, um in ihrem Scheine die Geschichte von des Heilands Geburt zu hören.

«Kerzen, Kerzen!» rief in solchen Tagen der Hausierer Bertels schon von weitem den Menschen zu.

Es war klarer Frost, als er den Berg hinanstieg. Zwei Kinder sahen ihn wartend und voll Sehnsucht an. Sie lebten bei der Grossmutter, und wenn sie auch längst geheimnisvoll kleines Spielzeug bei ihm gekauft hatte, so mochte sie doch sonst wohl nicht gerade viel Geld dazu haben, noch Kerzen zu kaufen. Sie hatte gemeint, weder sie noch die Kinder könnten ja zur Kirche gehen,

denn der Schnee lag dieses Jahr besonders hoch. Und für den kleinen Christbaum, den sie habe, seien noch ein paar Lichtstümpfchen da. Ja, so war das eben in so armer Gegend. Und der Hausierer Bertels, der hatte auch nur so recht und schlecht zu leben bei kleinem Verdienst. Was aber war an diesem Tage bloss mit ihm? «Christtag», brummte er vor sich hin und kehrte im kleinen Gasthaus eines Dorfes ein. Wie würde er Weihnachten feiern? Wie immer — in seiner kleinen Hütte im Tal unten. Von der Gaststube konnte er sie wie einen schwarzen Punkt sehen. Er würde sich was Flüssiges mitnehmen und ein Stück Speck — wie jede Weihnachten.

Er wollte nach Hause gehen. An jener Hütte mit den Kindern würde er noch vorbeikommen. Er, ja er wollte den Kindern zwei schöne Kerzen schenken. Schenken wollte er sie ihnen. Schenken! Er setzte den Korb ab, kramte zwei grosse Kerzen aus und zwei Halter dazu. Dann nahm er den Korb wieder auf den Rücken und stapfte weiter durch den Schnee.

Die Kinder kamen an die Hüttentür und lachten ihn an.

«Kerzen», sagte der Mann, «für euch!»

«Behalt sie, Hausierer Bertels, du musst doch selbst Weihnachten feiern!» sagte das grössere. Dann aber nahmen sie doch die Kerzen, und die Freude lachte aus ihren Augen.

Als er später vor seine Hütte ging, um die Fensterläden zuzuschlagen, kam dünn und fern der Klang kleiner Kirchenglocken von den umliegenden Dörfern zu ihm.

Die Nacht war sternenklar. Ja, es war die Weihnacht. Die Menschen gingen zur Kirche, hörten die Geschichte der heiligen Geburt. War das alles?

«Mehr! Mehr!» schrie der Hausierer Bertels an die Hauswand und schlug krachend die Fensterläden zu. Er wollte zur Hüttentür gehen, sah dabei zur Höhe des Berges hinauf. Schimmerte dort oben nicht ein winziges, brennendes Licht? An der Wegbiegung, dort, da die Hütte der Kinder stand, seiner «Kerzenkinder».

Bertels fror, aber er sah weiter hinauf zum Licht, dann holte er seinen alten Mantel und ging bergan. Bis er erkennen konnte — dass an einem Zweig der einzelnen kleinen Fichte, die unweit der Hütte jener Kinder stand, wirklich eine brennende Kerze steckte. Ringsum warf sie ihr Licht. Ringsum! Das mussten sich die Kinder ausgedacht haben — vielleicht, dass er den Schein im Tal sehe!

Der Hausierer ging zu seiner Hütte zurück; er machte sich Feuer im Herd, er ass, er trank, aber alles war anders als sonst! Das Licht schien vor ihm, mehr... es schien plötzlich in ihm.

Christ ward geboren, und überall brannten die Kerzen.

WIE «STILLE NACHT, HEILIGE NACHT» DER WELT BEKANNT WURDE

Der Beifall im Gewandhaus zu Leipzig war veräuscht. Die letzten Klänge des traditionellen Weihnachtskonzertes schienen noch nachzuklingen; bereits schickten sich die besonders Eiligen an, das berühmte Musikhaus zu verlassen, als auf dem längst vom Solisten verlassenen Podium eine Bewegung entstand. Grobgenagelte Schuhe stapften über die Bretter, und der seltsame Missklang liess die vornehme Gesellschaft Leipzigs einen Augenblick verweilen. Zwei Tirolerinnen und zwei Tiroler hatten sich in ihrer Landestracht unweit des Flügels aufgestellt und schauten, wohl über ihren eigenen Mut entsetzt, auf das ihnen sicher ungewohnte Publikum in grosser Abendtoilette. Bereits waren die Saaldiener auf die vier Tiroler aufmerksam geworden und schon schickten sie sich an, sie so indiskret wie möglich zu entfernen, als die Vier zu singen begannen. Wer jetzt Tiroler Schnadahüpfeln, Jauchzer und Jodler erwartet hatte, der wurde von etwas Unerwartetem überrascht. Zum erstenmal füllten die Klänge von «Stille Nacht, heilige Nacht» den Gewandhausaal, und das Lied des Pfarrers von Oberndorf wurde von den vier Tirolern ungekünstelt, aber deshalb vielleicht nur um so ergreifender dem musiksachverständigen Publikum Leipzigs vorge-
tragen.

Wie kamen die vier Tiroler auf das Podium des Konzertsaaes? Die «Allgemeine musikalische Zeitung» aus dem Jahre 1832 berichtet darüber, dass sie am letzten Adventssonntag aus ihrer Heimat an die Leipziger Weihnachtsmesse gekommen waren, um dort die von ihnen und ihren Nachbarn angefertigten Handschuhe zu verkaufen. Der